„Tonele," sagte sie auf meine Frage, „schau, wirst dich eben täuscht, wirst träumt han. Des wara sicher koine Kräha net, Gott sei dank! Na, na. Guck nur net so zweifelnd drein und glaub mir, Bübabele, du hascht di täuscht. Des ward koine Kräha net."

„Aba, Großmuatterle, was wara denn des für Vögala?"

„Ja, Bübabele, sell kann i net saga; ich hans ja net gseha. Aba, glaubs nur, es wara gwiß koine Kräha net."

Nun ja, die Großmutter sprachs und so glaubte ich es. Doch damit blieb immer noch die Frage offen: „Was wara das für Vögala?"

Diese Frage quälte mich selbst in meinem Bettchen noch und lange konnte ich nicht schlafen. Der erste Gedanke des nächsten Morgens waren wieder die Vögel. Sinnend setzte ich mich zur Morgensuppe. Sie wollte mir indessen gar nicht munden. Gerade führte ich wieder langsam einen Löffel voll Suppe an die Lippen, da blitzte in meinem Gehirn ein Lichtgedanke auf.

„Großmuatterle," rief ich laut aus, „woascht, was das für Vögala wara? Des wara dem Storch, der gestern 's Schwesterle bracht hat, seine Kinderle!"

Die Großmutter nickte, der Vater lachte und ich selbst war wieder glücklich und zufrieden.

Das schwere Rätsel war ja „gelöst".

Das eigene Grab.

Von Heinrich E. Kromer.

Ein kleiner badischer Bauer, der 1915 als Landsturmmann ins Feld rückte, dachte, als er von den Seinen wegging, auch nicht, daß er einst noch Totengräber spielen werde, wär's auch nur für seine Kameraden gewesen, geschweige für einen, der ihn noch viel näher anging. Es kam aber, wie es kommen mußte, und darüber nachzudenken oder gar vorauszusinnen, hätte wenig Zweck gehabt.

Eines Tages, so stand in der Champagne ein deutscher Feldpfarrer neben einer Bahre und machte sich seine Gedanken über den blutjungen Husaren, der tot darauf lag. Nebenan schaufelten vier ältere Landsturmleute eiligst ein Grab, und wenn sie sich auch manches dabei denken mochten, so behielten sie's für sich, obgleich sie solcher Arbeit bereits ein wenig gewöhnt waren und der Krieg die Leute rauh macht. Der badische Bauer war auch dabei. Das Grab ist fertig, die Landstürmer treten zur Seite, nehmen ihre Wachsledermützen ab und hören, die Hände auf ihren Spaten gefaltet, ein kurzes Gebet des Pfarrers an, das er über den jungen toten Reiter spricht. Dann legen sie ihn in die Grube und werfen nach des Pfarrers Vorgehen zuerst jeder einige Erde auf den Toten, worauf sie ihn gemeinsam einschaufeln; und haben vielleicht rasch gearbeitet, denn es ist eine harte Sache. Als aber jetzt die vier Totengräber, darunter auch der Bauersmann, weitergehen wollten, bat sie der Pfarrer, noch erst ein Grab aufzuwerfen, gleichsam auf Vorrat: nämlich, es kämen oft schneller Tote, als er für sie Gräber zur Verfügung oder die nötige Mannschaft zur Hand habe. Von den vieren blieb einer zurück, der badische Bauersmann, und hub unverdrossen ein Grab aus; er dachte: vielleicht ist's gut, wenn er nicht lange warten muß, der Nächste an der Reihe, und er dankt dir's wohl vor dem Herrgott noch.

Ueber dieser Arbeit kommt ihm dort ein junger Offizier vorbei, unterhält sich mit dem Grabschaufler und erfährt von ihm, daß er ein Bauer mit gesegneter Familie sei. Sein Aeltester müsse über kurzem auch ins Feld, ein 18jähriger; nicht drum! er sei Freiwilliger und gehe gern. Der Offizier verließ ihn und als das Grab geschaufelt war, ging der Mann mit dem Dank des Pfarrers weg. Du möchtest — denkt er — nur wissen oder auch nicht: denn was fruchtet's zu wissen, welchem armen Krieger du das letzte Bett gemacht hast? Damit schultert er den Spaten und geht seines Wegs zu den andern Landstürmern, oder meint es doch ...

Als jener junge Offizier um die Mittagszeit wieder an dem Gräberfeld vorüberkommt, was sieht er? Einige Landsturmleute sind an dem offenen Grab um den Pfarrer versammelt, verrichten mit ihm wieder ein Gebet, und der Offizier tritt mit dem Helm in der Hand zu der Andacht hinzu. Er muß nicht fragen, wer auf der Bahre der Tote ist. Es ist der Landsturmmann, der badische Bauer, mit dem er vor ein paar Stunden einige Worte gesprochen hat, als dieser das Grab schaufelte. Dem war auf dem Rückweg ein Granatstück begegnet, nicht daß er's gewollt hätte, nein so ein Ding irrt auch in der Luft daher und weiß nicht, welches Ziel ihm der Herrgott gewiesen hat, aber es findet eins. Diesmal war's der kleine badische Bauer, und so hat sich der sein eigen Grab geschaufelt, wie wenn er nicht lange hätte warten wollen, wenn's an ihn käme . .

Blumenstrauß

Der Strauß, den ich gepflückt,
grüße dich viel tausendmal!
Ich habe mich oft gebückt,
Ach, wohl eintausendmal,
und ihn ans Herz gedrückt
mir hunderttausendmal.

Johann Wolfgang von Goethe.

Plappermaul

Mutter hält ein Privatissimum über Leben und Weben auf dem Meeresgrund:

Während Mutter am Frühstückstisch eine Büchse Sardinen aufmacht, erklärt sie meinem Bruder, daß solche kleine Fische oft von einem großen Fisch gefressen werden. Mein Bruder sieht eine Weile interessant auf die Sardinenbüchse und sagt dann: „Ja, aber wie kriegt denn der Fisch die Sardinenbüchse auf?"

—

Die Rätsel der Technik werden spielend gelöst: Ich war im Leipziger Schauspielhaus. Plötzlich ging das Licht aus. Neben mir saß ein kleiner Junge. Der sagte zu mir: „Du hast die Batterie alle!

—

Noch besser: Mein Cousin ist auf dem Felde, nahe dem Friedhof. Gerade ist Beerdigung. Der Kleine möchte auch hingehen. Aber die Eltern sagen: „Du hast eine kaputte Hose, da lachen dich alle Leute aus." Derweile ist Heinz verschwunden. Als er wieder kommt, sagt er: „Kee einzscher hat gelacht, se han alle jeheilt."

—

Oder: Meine Freunde zanken sich auf der Gasse, und der eine gibt dem andern einen groben Schimpfnamen. Ein Herr geht vorüber und sagt zu meinen Freunden im ernsten Ton: „Kennt ihr Sitte und Anstand nicht?"

„Nein," sagte da mein Freund ganz treuzerzig, „wir sind erst gestern hergezogen."

—

Gut um den Rohrstock herumgeschlängelt ist dieses:

Ich war bei meiner Tante und spielte mit meinem Vetter. Da er unartig war, sagte meine Tante: „Wenn du unartig bist, schicke ich dich fort. Ich muß immer schimpfen." Da sagte Kurt: „Das macht nichts, die Hauptsache ist, daß ich es dir nicht übelnehme."

—

Und wie unproblematisch sie durch die Welt gondeln:

Hänschen wird gefragt: „Na, Hänschen, was tut denn ein Junge, der in einer Straßenbahn sitzt, wenn eine Dame keinen Platz findet?" Da sagt er: „Er tut, als wäre er eingeschlafen!"

(Dem Buche „Angfangs terribles", ein Paket urfröhlicher Kinderwitze, von Ernst John entnommen. Verlag F. Krick, Leipzig.)

Zum Raten und Nachdenken

Nr. 27: Bilderrätsel.



Auflösungen aus Nr. 12

Nr. 25. Scherzrätsel: Morgenimbiß.

Nr. 26. Suchbild: Man stelle das Bild auf die linke Seite. Direkt über dem Dache erblickt man ein Mädchen.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 13 | Sonntag, den 27. März | Jahrgang 1927

Frühling.

Wachet auf aus starrem Schlummer, die Natur im Morgenkleid, / muß der eisige Gast verstummen, kommt der Lenz mit zart Geläut'. / Und es dehnet sich die Erde, Blümlein sprießt hervor voll Lust, / denn der Herrgott sprach sein Werde, es nun Frühling werden muß.

Wenn die warmen Lüfte wehen, kosend über Flur und Au, / ungestümes, heißes Sehnen, fängt der Tag kaum an zu grau'n, / Greift der Wanderer zum Stabe, nimmer hält es ihn zurück, / schreit' auf traumverlor'nen Pfaden, suchet in der Welt sein Glück.

Maienpracht, im Sonnenglanze, blütenreich prangt Strauch und Baum. / Käfer schwirren, Mücken tanzen, märchenhaft fast wie ein Traum. / Taumelnd wie von Wonne trunken, jauchzt der Mensch in höchster Lust, / Vöglein ganz im Lied versunken, Blumen spenden süßen Duft.

Ferne Berge, grüne Täler, laden ein in blauer Luft. / Frühling du bist ohne Fehler, Kuckuck aus dem Walde ruft. / Es erschallen frohe Lieder, jubelnd weitet sich die Brust, / scherzend hallt das Echo wieder, Frühling, Frühling bleiben muß.

J. Langenberg.
Badorf.

Wie die Treue schlafen ging.

Von Jassy Torrund.

Ich bitt' dich, Max," sagte Frau Forstrat Walter zu ihrem Gatten, „wenn du heut' nach Endersheim kommst, erkundige dich doch mal, was denn eigentlich aus deinem Vetter Heiner geworden ist?"

Der Forstrat fuhr sich durch den vollen grauen Schopf und nickte eifrig, fast ein wenig schuldbewußt.

„Hab's selber schon gedacht, Frau! Seit zwanzig Jahren und länger haben wir nichts von ihm gehört. Meiner Seel', sterben und verderben könnt einer in der Zeit. Man sollt' sich halt doch um die Verwandtschaft ein bißl mehr kümmern: erst recht um so einen alten Einschichter und Sonderling."

Die Frau blickte von ihrem Strickzeug auf und lächelte fast unmerklich. Wie oft hatte sie ihn schon daran erinnert Da fuhr er in seiner lebhaften Art fort:

„Na ja, das Gehetz' halt, so lang' man noch im Amte ist, und im Nebenamt vier eigene Buben großzuziehen hat. Das wird jetzt anders! Jetzt hab' ich Zeit für all die vielen Dinge, wofür das lange Leben nicht gereicht hat, gelt Alte?"

Wieder lächelte die Frau — denn alles, was er da vor ihr auskramte, war ihre eigene Weisheit. Gut, wenn er's jetzt wenigstens einsah.

Der Forstrat hatte sich vor nicht langer Zeit in den Ruhestand versetzen lassen und zugleich einem langjährigen stillen Herzenswunsch nachgegeben: er war in seine Heimatstadt Würzburg zurückgekehrt. Hier, wo noch der eine oder andere seiner Jugendfreunde lebte, mit denen er einst jung und froh ins Leben hineinmarschiert war, gab es alles, was er in der fremdenüberfüllten, unruhigen Hauptstadt, in einer engen Mietswohnung hoch oben im dritten Stock, jahrzehntelang entbehren mußte: ein kleines schmuckes Eigenheim weit draußen am sonnigen Mainufer: ein Gärtchen, darin er graben und pflanzen konnte nach Herzenslust. Und Sonntags seine Tarockpartie mit den Duzfreunden von anno dazumal: dem Bezirksarzt, dem Notar und dem Apotheker, denen der einstige Forstassessor sich wieder zugesellt hatte, als läge nicht zwischen heut und damals für jeden von ihnen sein gerüttelt und geschüttelt volles Maß von Arbeit, Not und Glück des Menschenlebens.

Hin und wieder aber, wenn die Wildentenschwärme ins Maintal einfielen, oder wenn irgendwo in der Umgegend ein besonders guter Tropfen verzapft wurde, überkam es die vier alten Knaben mit einer seltsamen Unrast. Dann hielt es sie nicht beim sonntäglichen Tarock, sondern selbviert zogen sie miteinander los in die lockende Ferne.

So war auch heut', an einem weichen, grauverschleierten Vorfrühlingstage, ein Ausflug nach dem alten fränkischen Städtchen Endersheim beschlossen worden, wo die Herren Patres droben im Bergkloster ein sonderlich edles Märzenbier zu brauen verstanden.

Die ganze Zeit über, in dem gemächlich hinpendelnden Personenzuge, kehrten des Forstrats Gedanken immer wieder zu dem Diepenberg-Heiner zurück, in dessen Elternhause er einst fröhliche Vakanztage verlebt und gemeinsam mit dem nur wenig älteren Vetter seine lustigen Streiche verübt hatte.

Er sah das hochgiebligte alte Fachwerkhaus vor sich, mit der breiten Einfahrt und den blankgeputzten Fensterscheiben hinter grünen Läden. Ueber den gepflasterten Hof ging's zu den Scheunen und Ställen; dahinter zog der schmale tiefe Garten sich bis zu dem Flüßchen hinunter. Im großen halbdunklen Vorflur lagerten stets riesige Papierballen, denn im Hause von Heiners Vater wurde der Endersheimer Bote gedruckt und herausgegeben. Stunden- und halbe Tage lang pflegten die Buben in der Druckerei zu hocken, bis sie einmal dem alten Setzer einen so schlimmen Streich spielten, daß er sie schwererzürnt ein für allemal an die Luft setzte. Doch war's schon zu spät: am nächsten Tage erschien der Endersheimer Bote mit den tollsten Druckfehlern, die nur ein in Grund und Boden verderbtes Lateinschillerhirn auszutifteln vermag, und ganz Endersheim und Umgegend schüttelte sich vor Lachen.

„Ja, ja, das waren noch selige Zeiten!" schloß der Forstrat, und die andern nickten. Es war eigen, mit welch zärtlicher Beharrlichkeit sie immer wieder auf diesen Refrain zurückkamen.

Zehn Minuten Autofahrt brachte die vier Freunde von der Station nach dem verschlafenen altersgrauen Städtchen am Südabhang des Steigerwaldes. Der Forstrat rutschte ungeduldig auf dem braunen Lederpolster hin und her. Wie eine Art Unbehagen war es, eine seltsame innere Unruhe. Ist's doch ein eigen Ding um das Wiedersehen mit einem Menschen, der uns einst nahestand, und von dem wir in 20 Jahren nichts mehr gehört haben.

„Geht ihr nur immer voraus, ich komme, will's Gott, mit dem Heiner alsbald nach."

Der Forstrat ließ die andern stehen und trabte das wohlbekannte schmale Gäßchen hinunter.

Hatte die Zeit stillgestanden in dem kleinen, alten Marktflecken? Wie hier noch alles unverändert war seit zwanzig Jahren! Das vorgebaute Erkerlädle des Bäckers, wo man die Wecken und Brezel zum Fenster hinausgereicht bekam. Die hochgiebelten Fachwerkhäuser mit den wasserspeienden Drachenköpfen. Die alte Stadtmauer mit dem malerisch überdachten Treppchen. Und die Uhr am viereckigen Torturm, die immer noch mit verkehrten Zeigern die Stunde wies! Nur das Wirtshaus zur Krone hatte ein schmiedeeisernes

prächtiges neues Schild bekommen, mit dem es weit in die Straße hinausprunkte.

Gleich daneben stand des Heiners Elternhaus — der Forstrat hätte es fast nicht wiedererkannt, so nobel war's hergerichtet: frischgeputzt, und das uralte, grotesk geschnitzte Eichengebälk mit glänzend brauner Oelfarbe gestrichen. Neben der Haustür ein blitzblankes Ladenfenster mit allerhand bunter Auslage: Ansichtskarten, Bücher, Briefpapier, was so dazu gehört, und der Name des Besitzers Heiner Diepenberg neuvergoldet.

In seinem frohen Eifer übersah der Forstrat das kleine unscheinbare Wörtlein „Nachfolger" hinter der alten Firma. Er atmete auf. Vor Jahren hatte er ein Vöglein singen hören, mit dem Heiner solle es nicht zum Besten stehen, er hätte viel Geld im Spiel verloren, hätte aus gutem Herzen unvorsichtig Bürgschaft geleistet, und mit der alten soliden Firma ginge es abwärts.

So hatte er sich nun doch aus eigener Kraft emporgearbeitet und den alten Namen wieder zu Ehren gebracht!

In freudiger Hast streckte der Forstrat die Hand nach dem blankgeputzten Messingknopf neben der sonntäglich geschlossenen Haustüre aus. Der würde staunen, der Heiner! — und seine großen blauen Augen verwundert aufreißen und sich freuen. Zeit seines Lebens hatte er ein Talent zum Freuen gehabt.

Die Klingel schrillte durchs Haus. Schlürfende Schritte kamen die Treppe herunter. Dem Forstrat ward ein Erinnern wach, ein Schmunzeln überflog sein Gesicht: die Margret! Die Margret mit dem mohnblumenfarbenen Kopftuch und den wippenden Faltenröcken. Die Margret, die so lecker Krapfen backen, so grauslich-schöne Geschichten erzählen konnte — ohne die das Diepenberg-Haus ganz undenkbar war.

Eine große, starke Person mit groben Zügen öffnete die Tür.

Der Forstmeister prallte zurück. Nein, das war nicht die kleine, feine, zierliche Margret!

„Wohnt der Herr Diepenberg hier? Ist er daheim?"

Die Alte starrte ihm mürrisch ins Gesicht, schüttelte den Kopf.

„Na, der wohnt schon lang nimma hier."

„Ja, wo denn sonst?"

„Da drüben im Webergäßle, 's zweite Haus. Aber sprechen könnet's ihn nimma."

„Ja, warum denn nicht?"

„Weil er heut' nacht gestorben is."

Der Forstrat stand wie vor den Kopf geschlagen. Seine Augen blinzelten, der Mund blieb ihm offen stehen ... „Heut' nacht gestorben," wiederholte er wie von selbst. Er begriff es nicht.

Sein Vetter Heiner, mit dem zusammen er mal jung gewesen war, den er in einem plötzlich erwachten verwandtschaftlichen Antrieb hatte besuchen wollen — eine Kameradschaft wieder aufwecken, die lange geschlafen hatte. Tot!? Gestorben!?

So verstört war er, daß er nicht mal nach dem Wie und Wann fragte, daß er auch nicht hinging, um den Toten noch ein allerletztes Mal zu sehen. Stumm und bedrückt schlich er den anderen nach zum Kloster hinauf, saß tiefsinnig hinter seinem Maßkrug, hörte kaum, was sie ihn fragten, ihm erzählten, nippte kaum von dem edlen Märzenbier.

Der Heiner tot, gestorben! Und er hatte sich nicht um ihn gekümmert all die Jahre her. Und nun war's zu spät!

Erst als sie dann heimgingen, den Berg hinunter durch die Allee uralter Linden, im weichen Frühlingsabend, während die Stare riefen und die Amsel schüchtern ihr langverstummtes, süßes Locken anhub, wachte der Forstrat aus seinem dumpfen Grübeln auf und gesellte sich wie von ungefähr dem alten Pfarrer von Endesheim zu.

Der hat ihm dann alles berichtet. Wie es immer weiter weiter mit dem Heiner bergab gegangen sei. Wie die Buchdruckerei unter den Hammer kam und zuletzt auch der altererbte väterliche Besitz. Und dann war nur noch ein kleines Auszugstübel da, in dem der alte Mann ganz allein hauste.

Langsam gingen die beiden hinter den anderen her, deren Stimmen immer ferner klangen, deren Gestalten im Abendgrau zerflossen. Und während der Pfarrer sprach und zuhörte und doch die eigenen Gedanken weiter spann, ward ihm das Herz schwer und schwerer. Daß er über den Sorgen und Mühen des eigenen Lebens den Kameraden seiner Jugend so ganz vergessen hatte! Daß er sich selbst dann nicht um ihn kümmerte, als er hörte, es ginge ihm schlecht! Daß er der Treue gegen den Blutsverwandten vergaß — aus Bequemlichkeit, aus Egoismus — aus Feigheit! Er konnte nicht darüber hinwegkommen.

Plötzlich horchte er auf.

„Allein, aber nicht ganz verlassen," hatte der Pfarrer gesagt, und weiter: „denn eine Treue gab es im Ort, die sich doch noch um den Einsamen kümmerte, die für ihn sorgte, für ihn arbeitete, für ihn betteln ging.

Das war die alte Margret, die Magd seiner Eltern. Sie war um ein paar Jahre jünger als er, aber wie eine Mutter hat sie für ihn gesorgt, trotzdem er immer der Herr blieb und sie die Magd. Gott weiß, was da für Fäden hineinspielten, was zwischen diesen beiden Menschen auf ewig begraben liegt! Das eine nur steht fest: die alte Magd diente dem Sohne ihrer Herrschaft mit blinder Treue, mit beispielloser Ergebenheit. Sie säuberte sein Zimmer, wusch und flickte seine Wäsche; sie kochte sein bescheidenes Mittagsmahl, und als ihre paar Sparpfennige zu Ende gingen, da beugte sie ihren Stolz und ging für ihren Herrn betteln. Von Haus zu Haus erbettelte sie ihm ein warmes Mahl, heute hier, morgen dort, verkum bei guten Leuten, die es der bescheidenen Bittstellerin nicht abschlagen mochten.

Ob er's geahnt hat? Man sagte, er umginge allemal im großen Bogen das Haus, das ihm just an diesem Tage seine Mahlzeit gespendet hatte. Er selbst bettelte nie, war immer sauber und anständig gekleidet und brachte mit allerhand armseliger Buchbinderarbeit wenigstens die paar Mark für seine Miete auf. Die einzige Freude, die er sich gönnte, waren die Liedertafel-Konzerte, wo er dann still und bescheiden in seinem alten verblichenen Rock in einem Winkel bei seinem Schoppen saß und andächtig zuhörte.

Einmal nun wollten wir, der Bürgermeister und ich, dem Alten etwas Gutes tun, und ließen ihm durch den Wirt ein reichliches Abendessen und einen Bocksbeutel auftragen und hatten im voraus unsere Freude daran, wie es ihm schmecken würde. Er aber saß den ganzen Abend gedrückt davor und rührte fast nichts an. Von dieser Zeit an ist er niemals mehr zu einem Konzert gekommen.

Wie uns dies leid getan, kann ich Ihnen gar nicht sagen! Durch unsere dumme Gutmütigkeit oder gutmütige Dummheit vielmehr hatten wir den alten Mann um seine letzte Freude gebracht.

Wir haben hin und her gesonnen, wie wir's gutmachen sollten, und endlich fiel uns ein: um Weihnachten herum findet alljährlich ein Kirchenkonzert zum wohltätigen Zweck statt. Dazu wollten wir ihn einladen. Ich bat meine Schwester, die es immer gut mit dem alten Sonderling verstanden hat, zu ihm hinzugehen und ihm die Karte zu überbringen. Als sie wiederkam und mir den Erfolg ihrer Mission berichtete, standen ihr die Tränen in den Augen.

Er kommt nicht, läßt vielmals für die große Ehr' danken. Aber er brauchet allweil kein Konzert mehr. Die Margret habe ihm ihren Vogel hingetan, weil in seinem Stübel mehr Sonne sei, und der singt ihm jetzt den ganzen Tag die Ohren voll. Ich bitt' dich, sagte meine Schwester ganz ergriffen, der Vogel war der alten Margret ihre einzige Freud' und Gesellschaft! Ihr ein und alles! Aber der Alte sitzt im Lehnstuhl, schilt auf den Schreihals und hört ihm andächtig, mit gefalteten Händen zu, ein stillzufriedenes Lächeln um die Lippen. Und die Margret ist selig! Ja, die zwei Menschen!

So trieb es der Heiner bis vor einem Jahre. Da glitt er einmal auf dem Kirchwege aus und stürzte hin. Seitdem konnte er nicht mehr ausgehen. War fast immer bettlägerig und die Margret verdoppelte ihre Sorge und Treue. Einmal aber, in einer bitterkalten Winternacht, fiel er aus dem Bett auf die Erde und konnte sich nicht mehr aufrichten. Halb erstarrt fand sie ihn am nächsten Morgen.

Die Nachbarn sagten, immer sei sie tapfer und guter Dinge gewesen. An diesem Tage aber habe man sie bitterlich weinen sehen. Doch dann raffte sie sich auf. Sie durfte nicht erliegen, durfte nicht den Mut verlieren, so lange ihr Herr noch lebte.

Sie ließ den Kranken zu sich herunter in ihr eigenes sauberes Stübchen tragen, das sie von nun an mit ihm, dem hülflosen Krüppel, teilte. So konnte sie ihn jetzt Tag und Nacht pflegen. Bis es zu Ende ging. Da holte sie den Priester und die Krankenschwester. Aber immer noch in all ihrer Aufopferung, war sie für ihn nichts anderes als die Magd. Ich selbst stand dabei, erzählte der Pfarrer, als der Kranke sich mühsam im Bett umdrehte und sie zornig anschrie: Was fällt dir ein, mich anzurühren?

Da sah er, daß es die Oberin war, die ihn bequemer betten wollte, und beschämt murmelte er, während ihm die Röte ins Gesicht stieg:

„Sie sind's, Frau Oberin? Entschuldigen Sie bitte!"

Doch dann zu allerletzt, als sein Atem immer röchelnder wurde und die alte Margret hülflos an seinem Bett schluchzte, sah er sie lange an und versuchte, die Hand auszustrecken und fragte mühsam:

„Was weinst du denn, Margret?"

„Ach Herr, mein guter Herr ..."

Ein müdes Lächeln flog über sein Gesicht.

„War ich Dir wirklich ein guter Herr? Und du ... du? Er lallte, die Zunge versagte. „Go treu," murmelte er, „treu bis ans Ende".

Da winkte ich der Oberin: wir gingen leise hinaus und ließen die beiden alten Menschen allein.

Die Margret hat ihm dann die Augen zugedrückt."

Schweigend, in tiefer Bewegung hatte der Forstrat zugehört. Und die Stimme in seinem Innern, die anklagende, reuevolle, hatte immer weiter geredet. Wie leicht wär's gewesen, in dies armgewordene Leben ein wenig Sonnenschein hineinzutragen! Er dachte an den Singvogel der alten Margret, ihre „einzige Freude". Mit ein paar armseligen Mark hätte auch er dem Einsamen eine kleine Freude schenken, einen bescheidenen Wunsch erfüllen können. Doch daß er nichts ahnte, weil er jahrelang aus Egoismus, aus feiger Scheu vor der Bewahrheitung jenes Verarmungsgerüchts dem Heiner aus dem Wege gegangen war — das eben war seine Schuld!

Wie aus schwerem Traum erwachend, fragte er:

„Wann ist das Begräbnis?"

„Uebermorgen früh um Neun."

„Da komme ich her. Selbstverständlich ... Kann ich sonst noch etwas tun?"

Der Pfarrer zuckte die Achseln. „Es ist für alles gesorgt. Dreihundert Mark liegen auf der Sparkasse für ein anständiges Begräbnis." Nach einer Pause fügte er hinzu: „Aber wenn Sie vielleicht für die alte Margret ...?"

„Aber natürlich, natürlich!"

Dem Forstrat war das Herz so seltsam schwer und bedrückt. Er fühlte, er müsse jetzt irgendwem etwas Gutes tun, weil's für den Heiner zu spät geworden war.

Zum Begräbnis kam er wieder.

Dicht hinter dem Sarge ging die kleine gebeugte Gestalt einer alten Frau in schwarzem Kopftuch und schwarzen faltigen Röcken, die Margret.

Sie weinte nicht. Stumm und tapfer schritt sie hinter dem Sarge her u. betete ihren Rosenkranz u. spendete dem Toten als erste die drei Handvoll Erde, sie, die ihm das harte Leben tragen half, auf daß ihm jetzt die Erde leicht sei!

Als sie ohne aufzublicken, den Friedhof verließ, trat der Forstrat rasch auf sie zu:

„Kennt Ihr mich noch, Margret?"

Sie sah ihn mit den alten, müden, rotgeränderten Augen an und schüttelte den Kopf.

„Ich bin der Forstrat Walther ... der Walther-Maxl aus Würzburg."

„So der? So, so. Ihr seid halt zu spät kommen, Herr! Allweil ist's überstanden."

„Zu spät für den Heiner, leider! Aber für Euch, Margret, möcht ich so gern etwas tun."

Wieder schüttelte sie den Kopf. „Ich brauch' nix, Herr. Mei Zeit ist bald herum."

Dabei blieb sie.

Weil sie von ihm nichts nehmen wollte, übergab er dem Pfarrer hundert Mark; davon möchte der ihr zukommen lassen, was sie etwa brauche, und ihm einmal schreiben, wie's ihr ginge.

Seiner Frau daheim hatte er alles erzählt und ein teilnehmendes Verstehen gefunden.

Die Sache mit dem Heiner ging dem Forstrat lange nach. Und das Wörtlein: Ihr seid halt zu spät kommen, tönte ihm immer noch im Ohr.

Nicht lange, da kam ein Brief: Von dem Gelde wolle die Margret nichts nehmen. Aber daß sie aus ihrem Stübel herausmüsse, darin ihr alter Herr gestorben, weil das baufällige Haus heuer abgerissen werden solle. Das ginge ihr gar zu hart an.

Nachdenklich, sein kurzes Jägerpfeifel im Mundwinkel, ging der Forstrat umher — ging durch alle Zimmer, stieg die Treppe hinauf und kam zuletzt in die Küche, wo seine Frau in ihrer stillemsigen Art schaffte.

„Was meinst du, wenn wir die Margret hernähmen? und ihr die Mansarde oben einräumten? Sie könnte dir noch gut zur Hand gehen", fragte er und paffte gewaltig, um seiner Verlegenheit Herr zu werden. Er fand auch hierfür ein williges Ohr.

Da schrieb er an den Pfarrer. Nach einigen Tagen kam die Antwort.

Es sei zu Ende mit der Margret! Ein paarmal sei sie noch am Friedhof gewesen; dann habe keiner sie mehr gesehen. Nur die Nachbarin habe manchmal nach ihr geschaut. Sie war nicht eigentlich krank, sei nur zusehends schwächer geworden und zuletzt still eingeschlafen ...

Der Forstrat starrte lange auf den Brief. Dann nickte er vor sich hin: Ihr Lebenswerk war getan, da blieb die müde Uhr stehen.

Ihm war zu Mute, als sei der helle Frühlingstag plötzlich dunkel und die Welt leer und arm geworden, weil die Treue im schlichten Magdgewande schlafen gegangen war.

Wann die Raba auf dem Dächla sitza.

Von Anton Schelle.

Nachdruck verboten.

Was mir in meiner ersten Kindheit, da ich noch ein kleiner Knirps war, meine Großmutter erzählte, war für mich stets volle, heilige Wahrheit. —

An einem schönen Frühlingsabend ging die Großmutter noch ins Dorf hinaus, um die sterbenskranke alte Wimmermutter zu besuchen. Der kleine, weiße Spitzl und ich, ihre beiden Lieblinge, durften sie begleiten.

Der Besuch war bald gemacht und wir bogen in unsere Felder und Wiesen ein, wo ich mit dem Spitzl spielend dies und jenes Blümlein abpflückte und die bunten Frühlingsblüten zu einem hübschen Sträußchen band. Eben war es fertig und ich wollte es gerade der Großmutter zum Präsent geben, als ich sah, wie Tränen über ihre tief durchfurchten Wangen perlten.

„Großmuatterle," fragte ich, „was tuascht denn weina?"

„Ach, Büabele, guck, weils Wimmer-Muatterle sterba muaß."

„Aber du woascht doch net, daß 's sterba muaß."

„Tonele," sagte sie schmerzlich und ihr Finger zeigte in die Höhe, „sigscht du net die Raba auf dem Wimmerhäusle dort oba sitza und herscht du sie net schreia?"

„Ja, Großmuatterle, des sind lustige Vögala und ..."

„Bscht," fiel mir da die Großmutter ins Wort und verhielt mir mit ihrer mageren Hand den Mund, „bscht, Tonele, des sind Unglücksvögla und merk' dirs, Büabele: „Wann die Raba auf dem Dächla sitza und krächza, dann muaß in dem Haus imma bald wer sterba." —

Wirklich, vier Tage später war die Wimmermutter eine Leiche. Die Großmutter hatte also recht und ihre Worte waren demnach wahr.

Die Zeit meines Lebens hatte ich Haß und Feindschaft nicht gekannt; doch von jetzt an war ich den Krähen bitter feind. Hütete ich ums Dorf herum die Kühe, so staken in meinen Taschen stets einige Steine und war in unserem Hause jemand unwohl, so trieb es mich des Tags oft zehnmal um den ganzen Hof, um die Todesboten fernzuhalten.

Eines Tages nun mußte meine Mutter sich zu Bette legen, sie war krank. Nun, das allein war meines Erachtens nicht gefährlich, wenn es mir nur gelang, die Raben in gehöriger Entfernung von unsrem Dach zu halten.

Sofort stellte ich mich auf Wache. Der beste Ort hiezu schien mir des Nachbars Heustadel zu sein, der unserem Hause gegenüberstand. Bald war ich auf meinem Posten und lange lugte ich nach allen Seiten von meinem Versteck aus. Allein die Luft war heute nach allem Anschein rein. Mit jeder Minute wurde ich unbesorgter und schließlich krochen Nachbars Fritzle, der mich bei meiner Wache unterstützte, und ich ins Heu, um uns nach Herzenslust zu balgen. Hei, das war lustig und fidel.

Gott! Da hörte ich mit einemmale ein Gekrächze, ich sprang auf und sah durch eine Bretterfuge auf unserem Dach direkt auf dem Kamin krächzend und schreiend — zwei Raben sitzen.

Bei diesem Anblick wurde mir heiß ums Herz, der Atem wollte stocken und furchtbar zuckte es durch meinen Sinn: „Jetzt is 's Mutterle gstorba und i bin schuld dra." Weinend und schreiend lief ich über die Straße. Doch vor der Haustüre blieb ich stehen. Denn mein Inneres klagte mich laut vor mir selber an: „Hättest du besser Wache ghalta, so wäre 's Muatterle noch ganz gewiß am Leben."

Ich lehnte an der Wand und weinte noch immer laut, da ging die Türe auf und heraus trat die Großmutter.

„Tonele," sprach sie und beugte sich zu mir nieder, „was gibts den z'heula? Komm zum Muatterle!"

Mich durchzuckte es bei diesen Worten und die Große mutter? Sie lachte und faßte mich bei der Hand und zog mich mehr als ich ging zur Kammer, wo die Mutter lag.

Hörbar klopfte und pochte mir das Herz. Die Türe ging auf und — vom Bett her lächelte mir die Mutter entgegen und der Vater, welcher am Bett saß, sprach zu mir: „Büabele, guck, der Storch war da, a Schwesterle hascht kriagt," und er wiegte den netten Engel in seinen Armen.

Die Angst war weg. Voller Freude herzte ich das kleine Ding und vergessen waren die Raben und ihr Gekrächze. —

Am Abend aber, als ich in Stille meine Suppe aß, kamen sie mir wieder in den Sinn. „Sonderbar! 's Großmuatterle sagte: Wenn die Raba auf dem Dächla sitza und krächza, dann muaß in dem Haus imma bald wer sterba und jetzt han sie droba gsessa und gekrächzt han sie auch und statt, daß wer gstorba wär, han ma a Schwesterle bekomma. Wie reimt sich doch das zusamma?" So philosophierte ich vor mich hin und sann und sann. Des Rätsels Lösung aber fand ich nicht; ich konnte diese harte Nuß nicht knacken.

Was aber ich nicht konnte, vermochte die Großmutter, wenn auch nicht ganz.